

**‘Ne devient pas fou qui veut’.  
Von der transsexuellen Obsession zur ‘transgender’-Diversität**

(Vortrag vom 08.12.2018 im Seminar von Claus-Dieter Rath, Berlin)

1. Trans-sexuelle Obsessionen

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts sandte ein Habsburger Militärarzt dem Wiener Psychiater Richard von Krafft-Ebing autobiographische Aufzeichnungen zu,<sup>1</sup> um bei ihm Hilfe zu suchen. Denn sein von Jugend an empfundenes „Zwangsgefühl“, eine Frau zu sein, schrieb der verzweifelte Kollege, sei immer stärker geworden. Hatte der gutbürgerliche Familienvater schon in der „Hochzeitsnacht“ den merkwürdigen Eindruck, wie ein „männlich gestaltetes Weib“ zu ‚fungieren‘, „brach“ es ihm „das Herz“ (258), seine Frau zu entbinden, und ihre Kinder „kamen [ihm] vor, als hätte [er] sie geboren“ (302). Er fährt fort: „Ich **fühle** mich als Frauenzimmer in Mannesgestalt; wenn ich manchmal auch noch die Form des Mannes **fühle**, so **fühlt** das betreffende Glied dennoch weiblich [...] ich **fühle das Gefühl** der Vulva“ (266). Nennt der Betroffene den peinlichen Zustand, den er indes lustvoll genießt, ein „weibliche[s] Zwangsgefühl“ (264), so ändert der aporetische Ausdruck affektiver Selbstbezüglichkeit nichts an dem Paradox, sich als Mann für eine Frau zu halten. Für Krafft-Ebing, den renommiertesten Vertreter der damals noch jungen Sexualwissenschaft, die sich ihrerseits obsessiv der Klassifizierung sexuell-geschlechtlicher Abweichungen widmete, handelt es sich einen Fall von *metamorphosis sexualis paranoica* (Geschlechtsumwandlungswahn), d.h. seiner Systematik gemäß um die höchste Stufe angeborener ‚Inversion‘ (Verkehrung), die sein späterer Nachfolger Albert Moll, übrigens ein Gegner Freuds, „konträre Sexualempfindung“ taufte.

Psychoanalytisch betrachtet, unterscheidet sich diese Form von Transsexualität *avant la lettre* schon deswegen von der Zwangsneurose im freudschen Sinne, weil Symptome wie Zweifel und Hemmungen, aber auch jene Rituale fehlen, mithilfe derer ein symbolischer ‚Garant der Wahrheit‘ – Lacan gemäß - durch eine Serie stets ungenügender, nie ausreichender Regeln ersetzt wird.<sup>2</sup>

Mitte der 70er Jahre ließ sich Lacan an der Pariser Klinik Sainte-Anne einen ‚typischen Transsexuellen‘ vorstellen, der seine Überzeugung, eine Frau zu sein, ebenso wenig plausibel machen konnte wie Krafft-Ebings Fall, aber dank

moderner Massenmedien wusste, was er will: eine sein Geschlecht korrigierende Operation.

„M.H.: Ce n'est pas sur le plan sexuel; c'est sur le plan..., enfin, moi, j'appelle ça sur le plan du cœur. C'est intérieur [...] J'ai déjà tout le caractère d'une femme, aussi bien sur le plan sentimental [...].

J.L. : Peut-être vous voulez m'éclairer ça un peu [...].

M.H. : J'ai appris beaucoup de choses : qu'on peut déjà se faire castrer, avoir des seins avec des hormones, [...]. Ils disent beaucoup de choses.

J.L. : [Ils ne peuvent que vous] donner l'apparence d'une femme. »<sup>3</sup>

Während Lacan dem Patienten zu verstehen gibt, dass die ärztliche Kunst ihm lediglich das äußere Erscheinungsbild einer Frau geben könne, prophezeit er dem ärztlichen Konsilium, dass der Patient seinen ‚Herzens‘-Wunsch bestimmt bald in die Tat umsetzen werde.<sup>4</sup>

Verdichtet sich im Transsexualismus das Skandalon einer Grenzüberschreitung mit der Zerstörung einer Alltagsevidenz, der Annahme einer ‚natürlichen‘ Übereinstimmung zwischen biologischer Geschlechtszugehörigkeit und psychischem Geschlechtlichkeitsempfinden, so lässt sich dieses kontrafaktische Identitätsgefühl weder kommunizieren noch objektivieren. Wie einst die antiken Hermaphroditen speisten klassische Transsexuelle den Mythos eines ‚dritten Geschlechts‘, obwohl sie den Geschlechterdualismus - als dessen Prämisse - gar nicht in Frage stellten. Erst das postmoderne Bewusstsein vom Konstruktionscharakter kultureller *gender*-Codierungen als einer historisch veränderlichen Bedeutungspraxis ließ jene bunte Vielfalt trans-geschlechtlicher Mixturen und Kombinationen entstehen, deren multimediale Performanzen inzwischen nicht mehr nur Geschlechterstereotypen in Frage stellen, sondern auch erstarrte Formen des Bruchs mit den Klischees von Männlichkeit und Weiblichkeit. Traditionelle Transsexuelle erstrebten zwar weder die Verwirklichung androgyner Utopien noch transvestitische Mimikry, dafür aber eine Art von re-normalisierender Konvergenzprozedur, die Angleichung der Physis an die Psyche. Die populäre Rede von der ‚weiblichen Seele im männlichen Körper‘ (übrigens weniger umgekehrt), eine vergeschlechtlichte Version des cartesianischen Substanzdualismus, hat es Experten im 19. Jahrhundert erlaubt, Homosexualität aus Zwittertum (und vice versa) abzuleiten, um sie apologetisch mit platonischer Liebe zu verbinden. Daher erstaunt es umso mehr,

dass die wissenschaftliche Umschrift derartiger Formeln und Figuren noch heute in die medizinische wie juristische Kriterienbildung für die Begutachtung und Beurteilung einer rechtmäßigen ‚Geschlechtskorrektur‘ eingeht. Auf der prekären Basis ihrer Selbstdeskription werden Transsexuelle differenzdiagnostisch als Personen definiert, die ihre „körperlichen Geschlechtsmerkmals als nicht passend zu ihrem geschlechtlichen Selbsterleben [...] empfinden“.<sup>5</sup> Als nosographische Kategorie beinhaltet das von der WHO anerkannte ‚Syndrom‘ seit 1969 die dauerhafte ‚Überzeugung‘ eines ansonsten ‚normalen‘ Individuums, dass seine körperliche Erscheinung nicht seinem psychischen ‚Geschlecht‘ entspreche. Ein Inkongruenz-Gefühl, das man auch *in terms* einer ‚kognitiven Dissonanz‘ zu erfassen vermöchte, rechtfertigt also eine medizinisch-juridische Prozedur, mit ebenso irreparablen wie weit reichenden Folgen, als eine eventuelle ‚Therapie der Wahl‘<sup>6</sup>. Obwohl inzwischen bereits ‚transidente‘ Jugendliche, die an ihrem „Geburtsgeschlecht“ leiden, in ihrem „gefühlten“<sup>7</sup> leben dürfen, knüpft die deutsche Gesetzesreform eine Personenstandsänderung immerhin an die Bedingung, „mindestens zwei Jahre in der gefühlten Geschlechterrolle gelebt (zu) haben.“<sup>8</sup>

Aus psychoanalytischer Sicht verweist ein bewusstes Identitätsgefühl auf unbewusste Identifizierungen, deren Genese, Struktur und Dynamik nicht so leicht zu ermitteln ist. Lacan bemerkte, dass Affekte täuschen, insofern sie von entzifferungsbedürftigen signifikanten Prozessen abhängen.<sup>9</sup> Da sich das aktuelle wissenschaftliche Interesse an Emotionen (von der Neurobiologie bis zur Philosophie) gegen den Vorrang der Sprache<sup>10</sup> bei deren Erforschung richtet, ließe sich die evolutionstheoretisch und ethologisch fundierte „Naturalisierung von Affekten“<sup>11</sup>, besonders in ihrer massenmedialen Vermarktung, als „Form“ einer sozialen „Normierung“ begreifen, die auch die Normalisierung transsexueller ‚Evidenzgefühle‘ umfasst.<sup>12</sup> Obwohl die medizinische Geschlechtskorrektur nach wie vor nur eine kleine Minderheit betrifft,<sup>13</sup> ist Geschlechtswechsel zum Faszinosum der globalisierten, digitalisierten Gesellschaft geworden. Seit den 70er Jahren gab es eine regelrechte Diskursexpllosion zum Thema Transsexualität, die sich ebenso an der wachsenden Zahl publizierter (Auto-) Biographien<sup>14</sup> ablesen lässt wie an der steigenden Flut der Internet-Einträge.<sup>15</sup>

## 2. Medikalisierung und ‚Mediatisierung‘: Vom ‚Zwischenstufen‘-Modell zur ‚gender dysphoria‘

Hatte schon Étienne Esquirol<sup>16</sup>, als Vertreter einer liberalen Asylpolitik im Zeichen Pinels, des Befreiers der Irren von ihren Ketten während der Französischen Revolution,<sup>17</sup> einer Witwe, die sich für einen Mann hielt, um die Mitte des 19. Jahrhunderts erlaubt, männliche Kleidung zu tragen, wodurch sich ihr Zustand erheblich verbesserte, kam Max Marcuse kurz vor dem Ersten Weltkrieg dem Wunsch eines katholischen Abgeordneten, „weibliche Keimstoffe“ zu erhalten, nur zögerlich nach. Da dessen Familie ihn ins Irrenhaus einlieferte, musste der hauptberufliche Journalist, der von Drüsenverpflanzungs-Experimenten an Tieren gehört hatte, erst seine Entmündigung rückgängig machen, um sich „Ovarien implantieren“ zu lassen.<sup>18</sup> Vom transvestitischen Ausleben einer ‚fixen Idee‘ bis zum operativen *passage à l’acte*<sup>19</sup> war es historisch ein langer Weg, dessen epistemologische Wendepunkte ich in Grundzügen skizzieren möchte. Nachdem die um die Jahrhundertwende in Westeuropa etablierte Sexualwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg plötzlich in den USA florierte, kam es dort nicht nur zu theoretischen Debatten und zum Methodenstreit, sondern - unter dem Eindruck epidemischer Schübe von OP-Nachfragen - auch zu einer umfassenden Medikalisierung des ‚transsexuellen Phänomens‘ (Harry Benjamin 1966)<sup>20</sup>, etwa in Form von *Gender Identity Clinics* (wie Johns-Hopkins), deren therapeutische Praxis durch akademische Institutionalisierung kontrolliert werden konnte. Erst in den 60er Jahren jedoch vollzog sich der Paradigmenwechsel von einer behaviouristisch inspirierten Differenzdiagnostik zur psychologisch motivierten Ätiologie, die die Ursache für transsexuelle Bitten um eine ‚Geschlechtsangleichung‘ in einer ‚Geschlechtsidentitätsstörung‘ (Robert Stoller 1969 ff.)<sup>21</sup> suchte. Als *gender dysphoria* war dieses Syndrom laut offiziellen Richtlinien des *Diagnostic and Statistical Manual* (DSM) in den 70er Jahren relativ weit gefasst. Die zeitgleich entwickelte soziologische Konzeption der *sex/gender*-Dichotomie (Garfinkel, Kessler/McKenna), d.h. einer basalen Unterscheidung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht, hat den soziologischen Konstruktivismus, der bald auch feministische und *queere* ‚Gender-Politik‘ beeinflusste, stark geprägt. Insgesamt spielten drei Faktoren eine zentrale Rolle bei der Verwissenschaftlichung des ‚Geschlechtsumwandlungswahns‘, nämlich

dessen interdisziplinäre Konzeptualisierung, die Perfektionierung medizinischer Technologien sowie die mediale Aufmerksamkeit gegenüber dem Phänomen.<sup>22</sup>

Schon in der Frühen Neuzeit hatte es bekanntlich Beobachtungen geschlechtlicher Grenzüberschreitungen gegeben, z.B. von *passing women* bis zu effeminierten Sodomiten, aber erst die positivistische Klassifizierung derartiger ‚Weibmänner‘ bzw. ‚Mannweiber‘ dank eines homologisierenden Kontinuum-Modells sexuell-geschlechtlicher Abweichungen erlaubte dem Expertenblick die kategoriale Identifizierung einer verwirrenden Fauna, die mittels neologistischer Etikette nach Maßgabe fragwürdiger qualitativer und quantitativer Merkmale taxonomisch geordnet wurde. Verbargte sich hinter der idealistischen Formel von der ‚weiblichen Seele im männlichen Körper‘, die der homophile Jurist Karl Heinrich Ulrichs 1869 für sein naturrechtliches Plädoyer bemühte, noch die romantische Naturphilosophie samt ihrer Vorstellung einer magnetischen Anziehungskraft zwischen geschlechtlichen Gegensätzen,<sup>23</sup> reichte eine solche Begründung zur Erklärung für ein breites Spektrum heterogener Devianzen nicht aus. Im Kontext des ‚sexuellen Dispositivs‘ (Foucault), das Praktiken förderte, die die Subjekte zum Sprechen brachten, schossen Normabweichungen wie Pilze aus dem Boden. Politisch vereinigten sie sich unter einem vagen Oberbegriff, dem *passe-partout* der heutzutage noch geläufigen Metapher eines ‚dritten Geschlechts‘,<sup>24</sup> die zum Kampfbegriff der humanitären Sexualreformbewegung der 1920er Jahre wurde, aber deren schillernde Figuren schon durch die französische Dekadenzliteratur des *Fin de siècle* geisterten.

Nachdem die Psychiatrie die Sexualität lange ignoriert hatte, wurden vor allem ihre m. E. als krankhaft betrachteten Anomalien zum Gegenstandsfeld einer neuen Sexualwissenschaft, die sich im deutschsprachigen Raum seit den 1880er Jahren zur eigenständigen Disziplin verselbständigte.<sup>25</sup> Kämpften auf diesem unsicheren Terrain zunächst die sog. Konstitutionstheorien (‚angeborener‘ Inversion)<sup>26</sup> gegen die Degenerationstheorien (‚erworbener‘ Perversion)<sup>27</sup>, so integrierte Krafft-Ebing beide Ansätze in sein ‚Zwischenstufen-Modell‘<sup>28</sup>, dem die epochale Ideologie einer wesensphilosophisch fundierten Ergänzung der bürgerlichen ‚Geschlechtscharaktere‘ (Karin Hausen) zugrundelag. In Krafft-Ebings Schema werden geschlechtliche Abstufungen zum einen als Abfolge statistischer Variationen, zum anderen als Skala von Kombinationsmöglichkeiten erfasst. Mit seiner empirischen Studie *Die Transvestiten* (1910) gab der Sexualreformer

Magnus Hirschfeld allerdings die analogische Kongruenz zwischen sexueller Orientierung und geschlechtlicher Identität wieder auf, denn die Mehrzahl männlicher Kleiderfetischisten und Verkleidungskünstler war dem Weibe zugeneigt. Dagegen zementierte er die Korrespondenzen zwischen Körper und Seele, um am Beispiel physischer Zwitter wie psychischer ‚Androgyner‘ die biologistische Schimäre eines ‚dritten Geschlechts‘ und seiner Sonderrechte zu entfalten. Hirschfelds ‚Einteilungsprinzip‘ ist ein mehrebig stratifiziertes Spektrum, das sich zwischen den beiden Idealtypen des ‚Vollmannes‘ bzw. ‚-weibes‘ erstreckt und dessen miteinander kombinierbare Niveaus sich kategorial zusammensetzen aus Geschlechtsorganen, „sonstigen körperlichen Eigenschaften“, dem Geschlechtstrieb und „sonstigen seelischen Eigenschaften“, zu denen übrigens neben dem „Gefühlsleben“ und der „Denktätigkeit“<sup>29</sup> auch die Kleidung zählt. Doch schon bald ergab sich das Problem, dass es bei zunehmender Subkategorisierung so viele Kombinationsmöglichkeiten geben könnte wie Menschen auf der Erde: jedes Individuum wäre *in extremis* seine eigene Zwischenstufe. Hirschfeld errechnete seinerzeit bereits „43.046.721 Kombinationen“<sup>30</sup> im Rahmen seines eigenen Schemas. Unterdessen brachten diese Klassifikations-‚Maschinen‘ keinerlei kausalgenetischen Erkenntnisgewinn. Wolfgang Schäffner spricht daher von einer gravierenden epistem(olog)ischen Krise um 1900, dem Verschwinden der Geschlechterpolarität, die der ‚sexologische‘ Diskurs zwischen ca. 1880 und 1910 in lauter Uneindeutigkeit(en) zerfranst hatte. „Statt zweier Geschlechter liefer[te]n die medizinischen Experten nichts als eine endlose Serie von“ Abweichungen,<sup>31</sup> die zudem keine psychischen ‚Identitäten‘ darstellten, sondern den Ausdruck normaler bzw. pathogener Mischungen. Erst mit Eugen Steinachs heterologen Drüsen-Transplantationen<sup>32</sup> gab es wieder ein hartes biologisches Unterscheidungskriterium für den Geschlechtsunterschied, die Hormone, mit denen man, wie es lapidar hieß, aus Männern Frauen machen konnte und umgekehrt.<sup>33</sup> Diese frohe Botschaft der Machbarkeit wurde im Verein mit der restaurativen Genitalchirurgie schon während des Ersten Weltkriegs (u.a. an Kriegsversehrten) in die Tat umgesetzt, zumal sich genügend ‚Sexualneurotiker‘ als Versuchskaninchen für derartige Experimente meldeten, in denen sich das endokrinologische Erkenntnisinteresse mit therapeutischen Zielen verband, etwa der Wiederherstellung psychischer Gesundheit, insbesondere beruflicher Leistungsfähigkeit. Im politisch liberalen

Kontext der Weimarer Republik fanden derlei Umwandlungsprozeduren bald sogar auf Wunsch der Kandidaten statt, die sich gern als Zwitter auswiesen. Die Öffentlichkeit nahm daran noch kaum Anteil. Doch als sich ein dänischer Maler namens Einar Wegener (alias Andreas Sparre) 1930 in Dresden zu ‚Lili Elbe‘ ‚umoperieren‘ ließ, wurde dies von der Lokalpresse plötzlich als ‚Wunder der Wissenschaft‘ gefeiert, obwohl der Patient kurz nach der Eierstocks-Übertragung, die auf die Hoden- und Penis-Amputation folgte, verstarb. Zum Leitbild späterer Transsexueller wurde Lili Elbe vor allem durch ihre, von einem Freund postum publizierte „Lebensbeichte“ unter dem vielsagenden Titel *Ein Mensch wechselt sein Geschlecht* (1932).<sup>34</sup> Während die Nationalsozialisten die Hormonforschung zu eugenischen Zwecken missbrauchten, stellten sie die Praxis der Genitalchirurgie weitgehend ein, aber zerstörten umgehend das Berliner ‚Institut für Sexualwissenschaft‘, das Hirschfeld 1919 gegründet und dann aufgebaut hatte.<sup>35</sup>

Sigmund Freud, den Hirschfeld 1908 besuchte, stand dessen Unternehmungen skeptisch gegenüber. „Die Bisexualitätslehre ist in ihrer rohesten Form von einem der Wortführer der männlichen Invertierten ausgesprochen worden: weibliches Gehirn im männlichen Körper. Allein wir kennen den Charakter eines ‚weiblichen Gehirns‘ nicht. Der Ersatz des psychologischen Problems durch das anatomische ist [...] unberechtigt.“<sup>36</sup> Ferner würden die sog. Zwischenstufentheorien übersehen, dass „drei Reihen von Charakteren“ zu berücksichtigen wären, die weitgehend „unabhängig“ „voneinander“ „variieren“, nämlich die somatischen Geschlechtsmerkmale, die psychische (‚männliche‘ oder ‚weibliche‘) Einstellung und die „Art der Objektwahl“.<sup>37</sup> Der Widerstreit zwischen psychoanalytischen und sexualwissenschaftlichen Positionen trat aber erst in den USA ans Licht, wo in den restaurativen 1950er Jahren behaviouristisch orientierte Ansätze gegen die Vorherrschaft der *Ego Psychology* kämpften.<sup>38</sup>

Zuvor hatten die spektakulären ‚Geschlechtsoperationen‘, um die sich die amerikanische Medizin kaum scherte, ausgerechnet in den USA jene „öffentliche Resonanz“<sup>39</sup> erhalten, an der es ihnen in Europa, aufgrund von Krieg und Faschismus, mangelte. Über Printmedien, Radio und Film verbreitete sich die Nachricht davon vor allem in der *popular culture*, z.B. in der Boulevardpresse oder in ‚Bekennnis-Magazinen‘ (wie z.B. *True Story* oder *Your Body*).<sup>40</sup> So arbeitete der Armeepsychiater David O. Cauldwell, der das erst spät in Umlauf

kommende Etikett ‚transsexual‘ prägte, von 1946 bis 1959 als ‚Kummerkasten‘-Tante für die populärwissenschaftliche Zeitschrift *Sexology*.<sup>41</sup> Man warnte zwar vor dem Geschlechtswechsel, der in den USA verboten war, kam jedoch gegen die Faszination, die er ausübte, nicht an. Daher wurde George Jorgensen, Sohn schwedischer Immigranten, nach seiner Operation in Dänemark zur Sensation der Weltpresse. Schlagzeilen wie ‚*Ex-GI Becomes Blonde Beauty*‘ machten den Ex-Fotografen über Nacht zum Star. Obwohl ‚Christine‘, wie er nun hieß, als ‚Transvestit‘ in Cabarets und im Fernsehen auftrat, trug sie durch ihre ansonsten konventionelle und überdies zölibatäre Lebensweise zur Normalisierung der Transsexualität bei. Sie engagierte sich auch für andere Betroffene, indem sie ein ‚Selbsthilfe‘-Netzwerk organisierte, das durch die enge Zusammenarbeit mit dem Psychiater Harry Benjamin (1885-1986) in der Folgezeit zu einer dubiosen Kooperation zwischen Ärzten und Patienten anregte, zumal sich Benjamin, ein deutscher Emigrant, an Hirschfelds reformerischen Projekten orientierte.<sup>42</sup> Auf der Grundlage seiner reichen praktischen Erfahrung trug er zur Einrichtung von Therapiezentren<sup>43</sup> bei und veröffentlichte im Stichjahr 1966 die vielbeachtete Monographie *The Transsexual Phenomenon*, die der „bis dahin marginale(n) Sexualforschung“ ein neues interdisziplinäres Terrain und eine „internationale Arena“ eröffnete.<sup>44</sup> Obwohl dieses Standardwerk,<sup>45</sup> das von Alfred Kinseys „soziodemographischen Studien zum sexuellen Verhalten“<sup>46</sup> inspiriert war, empirisches Material (z.B. aus Patientengesprächen oder autobiographischen Notizen<sup>47</sup>) weiterhin ins klassifikatorische Korsett zwängte,<sup>48</sup> stellt es erstmals die psychologische Ebene<sup>49</sup> in den Mittelpunkt der Untersuchung des ‚transsexuellen Phänomens‘. Obwohl die Intersexualitäts-Forschung (um John Money und seine Equipe) bereits auf die Bedeutung des Erziehungsgeschlechts für die Konditionierung von Geschlechtsidentität gestoßen war,<sup>50</sup> blieb das Problem bestehen, warum sich Zwitter trotz körperlicher Anomalien mit ihrem Erziehungsgeschlecht identifizierten, während es die körperlich normalen Transsexuellen eben nicht taten. Auch Lacan, der zwischen 1952 und 1954 einen männlichen Pseudo-Hermaphroditen, Henri, in Kur nahm, der, als Mädchen aufgezogen, gern eine Frau bleiben wollte, gab dafür keine Erklärung<sup>51</sup>. Während lerntheoretische Ansätze Identifikation aus Imitation ableiteten, gingen kognitionstheoretische im Gegenteil davon aus, dass mentale Kategorisierungsprozesse vor jeder Rollensozialisation stattfinden.



Da die Freudsche Psychoanalyse, die geschlechtliche Identifizierungen<sup>52</sup> aus der ödipalen Konfliktdynamik ableitet, keinen Ausweg aus dem Dilemma zu bieten schien, bestand die Lösung des kalifornischen Psychoanalytikers Robert Stoller darin, das Psychische nicht nur vom Biologischen, sondern auch vom Libidinösen abzukoppeln. Im Gefolge der Ichpsychologie wie auch der Theorie der Objektbeziehungen<sup>53</sup> verstand er die Entstehung von geschlechtlicher Identität, d.h. eines bewussten Zugehörigkeitsgefühls, als nicht-konfliktuös, linear und vom Triebgeschehen unabhängig. Indem Stoller das Lustprinzip im Anschluss an Lichtenstein (1957) dem Primat der Identitätswahrung unterstellt und das ‚Selbst‘ als autonome psychische Instanz betrachtet, wird die frühe, für unumkehrbar erachtete geschlechtliche ‚Kernidentität‘ zum Effekt einer quasi-ethologischen<sup>54</sup> „Prägung“ (*imprinting*) während der Mutter/Kind-Dyade, welche im übrigen die ‚primäre Weiblichkeit‘ beider Geschlechter bedinge, von der sich Jungen in ihrer nunmehr ‚umwegigeren‘ Entwicklung ent-identifizieren müssten. Mann-zu-Frau-Transsexualismus resultiere deswegen aus einer pathogenen „Fusion“ mit der Mutter bei ‚tantalischer‘ Abwesenheit des die Symbiose tolerierenden Vaters. So werde der von der Mutter angebetete Sohn zu ihrem ‚feminisierten Phallus‘. Da es für den Frau-zu-Mann-Transsexualismus offensichtlich kein Pendant dazu geben kann, wird er psychodynamisch erklärt, z.B. als ‚Männlichkeitskomplex‘. Diese doppelte Logik konnte im Rahmen ichpsychologischer Prämissen nur dadurch überwunden werden, dass man den Mechanismus unbewusster Spaltung (vgl. Margaret S. Mahler) von der Individuation auf die Geschlechtsformation ausdehnte. In Leslie M. Lothsteins (1983) familiendynamischer Version werden Identitätskonflikte nach diesem Muster über Generationen hinweg ausagiert. So verwundert es kaum, dass der Pionier Stoller von Lacan umgehend ins Visier genommen wurde.

### 3. Das Psychose-Modell Lacans ‚macht Schule‘

In der zweiten Sitzung seines Seminars XVIII *D'un discours qui ne serait pas du semblant* (1971) empfiehlt Lacan die Lektüre von Stollers gerade erschienenem Werk *Sex and Gender*, weil sich dort brauchbare Beobachtungen zu ‚Transsexualisten‘ fänden. Allerdings fügt er ironisch hinzu: „[...] du non conflictuel, ça repose“<sup>55</sup> (‚etwas nicht Konfliktuöses, das lässt einen ausruhen‘). Denn Stoller übersehe die psychotische Seite („la face psychotique“) der

transsexuellen ‚Illusion‘.<sup>56</sup> Zudem sei Geschlechtsidentität doch nichts anderes als der bei der Begegnung der Geschlechter operierende Schein („semblant“) im Verhältnis weiblicher ‚Maskerade‘ (Schein des Phallus-Seins<sup>57</sup>) zu männlicher ‚Parade‘ (Schein des Phallus-Habens).<sup>58</sup> Der einzige Unterschied zu tierischem Balzverhalten liege darin, dass die menschliche Werbung durch die Sprache ‚passiert‘. Die geschlechtliche Identifizierung besteht Lacan gemäß keineswegs in dem Glauben, sich für eine Frau oder einen Mann zu halten, sondern darin, die Geschlechterdifferenz als reale, unmögliche anzunehmen. Insofern kommt die wechselseitige Anerkennung als Phallus einer symbolischen Kastration beider Geschlechter gleich, die als narzisstische Begrenzung das Begehren (qua Mangel) in Gang bringt, insofern der Phallus das Reale des unsagbaren sexuellen Genießens verkörpert, das die Phantasmen konditionieren.<sup>59</sup>

Die Transsexuellen aber ‚verwechselten ein Organ mit einem Signifikanten‘,<sup>60</sup> was nach Lacan, der sich nicht näher mit ihnen befasste,<sup>61</sup> einer psychotischen ‚Verwerfung‘ (*forclusion*) gleichkommt. Schon 1958 hat er dies an den „Denkwürdigkeiten“ des berühmt-berüchtigten Präsidenten Schreber erläutert,<sup>62</sup> dessen Verfolgungswahn Freud als Verdrängung latenter Homosexualität interpretierte. Der internierte Jurist genoss nicht nur seine „Weibwerdung“ als eingebildete Entmannung<sup>63</sup> wie eine halluzinatorische Transformation, sondern hielt sich für die zur Rettung der Welt bestimmte Gattin Gottes. Ohne Lacans Argumentation hier im Detail nachzuvollziehen, soll deren Resultat kurz resümiert werden, weil seine Nachfolger sich auf dieses Psychose-Modell zur Interpretation des Transsexualismus beziehen.<sup>64</sup> Mit ‚Verwerfung‘ meint Lacan die Verweigerung<sup>65</sup> einer ursprünglichen Bejahung, und zwar des väterlichen Signifikanten,<sup>66</sup> was „durch das Fehlen der Metaphernwirkung ein Loch hervorruft, das dem Platz der phallischen Bedeutung entspricht.“<sup>67</sup> Diese Lücke in der signifikanten Kette, die die Psychose<sup>68</sup> auslöst, wird durch ein imaginäres Delirium gestopft, mithilfe dessen sie abgewehrt wird.<sup>69</sup>

Moustapha Safouan formulierte auf dieser Basis die Differenzqualität zwischen Perversen und Transsexuellen. Während z.B. fetischistische Transvestiten, die ihr Glied aus Kastrationsangst unter dem Kleid einer ‚phallischen‘ Frau (Mutter) verstecken, den Phallus damit imaginär universalisierten<sup>70</sup> und dadurch die Geschlechterdifferenz verleugneten, würden Transsexuelle den geschlechtlichen Binarismus zwar anerkennen, aber nicht ihren eigenen Platz darin.<sup>71</sup> Der Konsens

der Lacan-Adepten in den 1980er Jahren, dass das Geschlechtsumwandlungs-Verlangen aus einer psychotischen Struktur hervorgehe, bedeutet somit, dass Transsexuelle sich der geschlechtlichen ‚Endlichkeit‘ der *conditio humana* als entnarzischerender Begrenzung verweigern würden,<sup>72</sup> weil sie die symbolische Kastration nicht erlitten hätten, so dass diese im Realen als Bitte um eine wirkliche Kastration wieder auftauche, wobei die Brustamputation bei Frauen der Penisamputation bei Männern imaginär gleichkomme.<sup>73</sup> Catherine Millot (1983) hat die „transsexuelle Position“ in ihrem Buch *Horsexe*,<sup>74</sup> ‚Versuch über den Transsexualismus‘, unter dem Aspekt der „Abwehr einer Psychose“ spezifiziert: Transsexuelle beider Geschlechter hätten sich unbewusst mit dem „Phallus der Mutter“ identifiziert, so dass ihr Ansinnen den Versuch darstelle, aus dieser das Begehren des Subjekts blockierenden Stellung herauszukommen. Die Nähe der psychotischen zur weiblichen Position bewirke, dass Mann-zu-Frau-Transsexuelle den Platz ‚DER Frau‘, die es nicht gibt, einnehmen wollten, und zwar als Substitut der väterlichen Metapher, d.h. des ‚Namens des Vaters‘, der die drei topologischen Register wie miteinander verschlungene Ringe verknotet und dadurch zusammenhält. Frau-zu-Mann-Transsexuelle hingegen, so Millot, benutzten lediglich die Logik vom ausgeschlossenen Dritten, denn da sie sich nicht mit ‚DER Frau‘ zu identifizieren vermöchten, schlössen sie aus ihrer Unfähigkeit dazu, keine Frauen, sondern Männer zu sein.<sup>75</sup> Sie ähnelten eher Hysterikerinnen als Lesbierinnen, denn sie seien unfähig, den ‚Mangel‘ zu ‚geben‘.<sup>76</sup> Infolge ihrer männlichen Identifikation wäre die Gabe geschlechtlicher Unvollständigkeit aufgrund der unbewussten Verwechslung des Phallus mit dem Penis unmöglich. Den sekundären Narzissmus aber teilten die Frau-zu-Mann-Transsexuellen mit den übrigen Frauen, auch wenn sie ihre weibliche ‚Maskerade‘ im männlichen Körperbild vollzögen. Am Beispiel ihres Falls ‚Gabriel‘ zeigt Millot, dass manche ‚Transmänner‘ am liebsten einem fiktiven neutralen Geschlecht angehören würden. Dieser Wunsch nach einem ‚Jenseits der Geschlechter‘ gilt ihr als Indiz dafür, dass sie den Ort des ‚Phallus‘ selber - als Signifikanten der Signifikation, Marke einer Differenz (Nullpunkt oder Leerstelle) - zu inkarnieren trachteten. Für beide transsexuellen Geschlechter gälte daher, dass sie sich vor der Operation mit dem Phallus identifizieren, durch die Operation aber versuchen, dieser unhaltbaren Position wieder zu entrinnen.

#### 4. Geschlechtliche Ambiguität, *pousse-à-la-femme* und Ethik der Differenz

1996 fand der erste Kongress der *Association freudienne internationale* in Paris zum Thema ‚Transsexualismus‘ statt. Danach erschienen einige wichtige Studien zu dieser Problematik aus lacanianischen Kreisen, von denen ich abschließend drei herausgreifen möchte, weil sie die konstitutive geschlechtliche Ambiguität im Zusammenhang mit dem transsexuellen ‚Drang zur Weiblichkeit‘ fokussieren und eine Ethik der Differenz anstreben.

Henry Frignet setzt in seinem Essay aus dem Jahre 2000 einen kulturkritischen Akzent, indem er die moderne Transsexualität mit einer auch andernorts verzeichneten Tendenz westlicher Kulturen zu geschlechtlicher Entdifferenzierung in Verbindung bringt.<sup>77</sup> Der Begriff der Sexualität sei allmählich durch jenen des ‚gender‘ ersetzt worden<sup>78</sup> und Transsexualisten Opfer dieser Nivellierung. Während es für den Geschlechtswechsel Lili Elbes in den 30er Jahren weder Legitimität noch Werbung gegeben habe, verdeutliche der Präzedenzfall Jorgensen Anfang der 50er Jahre einerseits die suggestive Kraft der Selbstdiagnostik und die Neigung zum Prosyletismus, andererseits den selbstgefälligen Pragmatismus der Medizin.<sup>79</sup> Eine Möglichkeit für derartig fatale Entsprechungen zwischen dem individuellen und dem kollektiven Imaginären bilde die auffällige Analogie zwischen dem Genießen des transsexuellen Symptoms und (neo-)liberaler Entgrenzung, der Frignet die Begrenzung als Quelle des Lebens entgegenhält: „Seule une éthique de la différence peut maintenir cette coupure essentielle qu’est la bipartition sexuelle, à l’origine non seulement de l’humain, mais de l’évolution du vivant.“ (154)

In seiner Einführung von psychoanalytischem und philosophischem Denken geht Pierre-Henri Castel (2003), ein Schüler Frignets, dem transsexuellen ‚Evidenz‘-Gefühl nach, das sich nicht so sehr im *cross-coding* (Money), sondern in einer unhintergehbaren Gewissheit manifestiert.<sup>80</sup> In dem Maße, wie die kontrafaktische Empfindung, vom anderen Geschlecht zu sein, sich als intersubjektiv nicht mitteilbar erweist, wie das Farbempfinden bei Wittgenstein, wird die Privatbedeutung im Gestus einer Offenbarung verkündet.<sup>81</sup> Stollers Gleichsetzung von ‚Gefühl‘ mit ‚Identität‘ bringt ebenfalls kaum weiter, denn sie zeigt die Unschärfe des psychopathologischen Identitätsbegriffs, zumindest aus philosophischer Sicht.<sup>82</sup> Obgleich die analytische Philosophie<sup>83</sup> das Konzept des ‚Selbst‘ mit der Ichpsychologie teilt, wird die Unfehlbarkeit des cartesianischen

Ego (Cogito) und seiner Intuition aus psychoanalytischer Sicht bezweifelt. Zudem ist eine Affektaussage keine Proposition, die dem ‚wahr/falsch‘-Urteil untersteht, sondern ein Gefühlsausdruck (wie Freude, Schmerz, Scham usw.), bei dem kein Irrtum möglich ist. Daraus folgt, dass die transsexuelle Selbstbeschreibung keinen deskriptiven Wert hat, sondern eher den Status einer ‚prädiskursiven Selbstaffektion‘ (vgl. Paul Ricoeurs ‚Ipseität‘)<sup>84</sup>. Die geschlechtliche Differenz innerhalb des ‚Geschlechts der Transsexuellen‘ liege darin, dass für ‚Transfrauen‘ die Penis-Ablation vorrangig ist, der künstliche ‚Neo-Phallus‘ für ‚Transmänner‘ aber eher zweitrangig, denn er sei nur eine Prothese, die das weibliche ‚nicht alles‘ (‚pas tout‘) vervollständigen soll. Für Frignet wie für Castel ist *gender* kein Klassifikationsprinzip, sondern ein ontologisches Prinzip der Produktion des Lebens. Da Filiation und Allianz evolutionär zur Norm des Dimorphismus führten, ergäbe sich die geschlechtliche Differenzqualität allein daraus, dass nur ein Geschlecht die Gebärfunktion übernimmt: „[...] né d’un sexe et pas de l’autre.“<sup>85</sup> (324)

Geneviève Morel (2000) legt den Schwerpunkt in *Ambiguités sexuelles* auf die transsexuelle *jouissance* und den psychotischen *pousse-à-la-femme*, der ihr zufolge die Kategorie der ‚Geschlechtsidentität‘ konzeptuell ersetzen sollte. Dadurch dass Transsexuelle die symbolische Kastration ablehnen, wird das sexuelle Genießen als reales dermaßen unerträglich, dass die erogene Zone verstümmelt werden muss.<sup>86</sup> Aber die Lust kehre ohnehin wieder, - im ganzen Körper als Hypochondrie, unkontrollierbar wie in der Schizophrenie oder als post-operative Melancholie. Der *pousse-à-la-femme* sei keine ‚forcierte Feminisierung‘,<sup>87</sup> sondern eine doppelte Verwandlung wie bei Schrebers Entmannung, die zur Verweiblichung führt. Wenn die väterliche Metapher das ‚Begehren der Mutter‘ durch den ‚Namen des Vaters‘ ersetzt, so substituiert die delirante Metapher ihn durch die ‚DIE Frau‘, die es nicht gibt.<sup>88</sup> Morel demonstriert an eigenen Fallgeschichten, inwiefern die mangelnde Artikulation des Verhältnisses von Trieb und Kastration einer ‚Dialektik‘ zwischen der Interpretation des Genießens als ‚weiblich‘ und der ‚feminisierenden Tendenz‘ der Pulsion entspricht.<sup>89</sup> Dies gelte auch für Frau-zu-Mann-Kandidaten, wie etwa im Fall Elsa, die die Mission ihrer verstorbenen Mutter, ‚auf anständige Weise reich zu werden‘, vergeblich zu verwirklichen versuchte, um der Melancholie eines unersetzbaren Verlusts zu entrinnen.<sup>90</sup>

### 5. Freie Wahl und freies Spiel? Zur *transgender*-Diversität

Das Erscheinen der Anerkennung verlief über die Anerkennung der Erscheinung.<sup>91</sup> Wie sehr Transsexuelle auf ihr Spiegelbild im anderen Geschlecht fixiert sind und gleichsam in einer ‚Bildphalle‘<sup>92</sup> stecken, die den Kastrationsnexus imaginär verfremdet, zeigt sich meines Erachtens noch in den banalsten, aber zuweilen beinahe surrealistisch anmutenden Redefiguren postmoderner Autobiographik. Dazu einige Zitate, - zunächst die theatralische Personifikation geschlechtlicher Spaltung: „So kämmte ich als Mann der Frau in mir die Haare, blickte in ‚ihre‘ ausdrucksvoll geschminkten Augen, die mich auffordernd einluden, doch endlich eine Entscheidung zu treffen. ‚Sie‘ lächelte mich an, und ich mochte ‚sie‘ sehr.“<sup>93</sup> Dann artikuliert sich die Obsession paranoid als innerer Zwang: „[...] die Frau in mir ließ sich nicht weiter unterdrücken [...]. Ich war [...] beide Geschlechter in einer Form von Wechselbädern. Sie durchströmten statt Blut meine Adern. [...] Die dunklen, großen Brustwarzen starrten mich an. Wenn nur das [...] ekelerregende Gebammel [da unten] nicht wäre“ (150). Narzisstisches Genießen sexualisiert sich durch die Antizipation des idealen Bildes, dessen wie ein Orgasmus erlebte Ankunft mit der Entwicklung eines Fotos in der Dunkelkammer verglichen wird: „[...] bei Rotlicht im Bad [...] war ich immer sehr erregt, wenn ich mich in der Entwicklerschale kommen sah“ (131). Das ‚Spiegelstadium‘ der euphorischen Kontemplation des transfigurierten Selbst ist eine Schlüsselszene der älteren Autobiographik. Unter medialen Aspekten eignen sich Spiegelbild oder ‚Selfie‘ in ihrer Statik besser dazu als Video oder Film. Postoperativ macht sich die Verwerfung der Kastration bei Mann-zu-Frau-Transsexuellen zuweilen auch an der imaginären Verschiebung des Mangels auf eine andere Frau, z.B. die eigene Gattin, bemerkbar, die symbolisch ein kastriertes Geschlecht vertritt, während sich der Gatte als ‚DIE Frau‘ durch Amputation seines realen Genitales jubilierend an ihrer parasitären Weiblichkeit rächt: „Sie ist bewegt. Der Teil, der ihre Kinder gezeugt hatte und sie jahrelang befriedigte, existiert nicht mehr. [...] Ihre Augen machen einen verletzt wirkenden Eindruck“ (217). Die meist journalistisch überarbeiteten Bekenntnisse Transsexueller ließen sich, so meine These, durchaus symptomatisch lesen, nämlich als ein vom sozialen Diskurs überdeterminiertes individuelles Imaginäres. Dabei entsprächen latente Aggressivität und selbstironischer Zynismus durchaus

dem Tonfall des postmodernen *small talk*. So dient etwa die Persiflage konventioneller Stereotypen zugleich deren pathetischer Bestätigung, wie im Selbstporträt eines jungen Bauingenieurs und seiner geschlechtlich gerasterten Welt: „Es gab ‚Menschen‘ und es gab ‚Frauen‘. Unter der Kategorie ‚Menschen‘ wurde so ziemlich das meiste abgelegt [...]. Auch viele weibliche Wesen ohne besondere Ausstrahlung [...]. In den Bereich ‚Frauen‘ sortierte ich wenige [...] ein, aber alle hatten dieselbe unbeschreibliche Weiblichkeit [...]. Es war so eine Art ‚milky-way-Typ‘. Fröhlich, warmherzig, [und] dennoch selbstbewusst“.<sup>94</sup> Dass dessen triviale Vision den Icherzähler überwältigt, verwörtlicht er in einer burlesken Anekdote, die zugleich den *pousse à la femme* evoziert: „Beim Anblick solcher Musterfrauen fiel ich schlichtweg um. So passierte es mir, dass eine [von ihnen] in Mainz [...] über den Zebrastreifen ging und ich wehrlos mit Schwindelgefühlen [...] aus (meinem) Auto auf die Straße fiel, den Telefonhörer [noch] in der Hand“ (87). Das Narrativ wiederholt sich, als derselbe junge Mann, nun als ‚Frau‘ im Alltagstest, ‚DER Dame‘ seiner Träume begegnet und seine Reaktion darauf in spätromantischer Manier<sup>95</sup> karikiert: „Das ständige Auftauchen dieser [Dame] machte mich schier wahnsinnig. Als Psycho-Frau würde ich immer [...] vergeblich versuchen, das optische Erscheinungsbild dieser Bio-Frau zu erreichen. [...] Meine Kollegin war [...] die Mona Lisa, und ich [...] der Glöckner von Notre-Dame [...]. Meine düsteren Gedanken begannen schrecklich zu kreiseln [...]. Das Gedankenkarussell drehte sich immer schneller [...], und nach einer Viertelstunde lag ich orientierungslos [...] auf dem Teppichboden vor meinem Schreibtisch“ (159f.). Rationale Reflexion dämmt die imaginäre Überflutung kaum ein. Indem die Psychologin Katinka Schweizer „Körperphantasien“ mit Tagträumen vergleicht, die Freud für „Umarbeitungen infantiler Szenen“<sup>96</sup> hielt, sieht sie in der zentralen Bedeutung des „Wunschkörpers“ eine Chance, operative Eingriffe zu umgehen, und berichtet von einer „Transfrau“, der es „gelingt, ihr männliches Genitale [...] der erlebten weiblichen Identität unterzuordnen“ und es dadurch leichter „zu tolerieren“, so dass ihr die „körperliche Integrität“ wichtiger wurde als die „Entfernung des störenden“ Organs.<sup>97</sup> Inzwischen verzichten etliche Transsexuelle auf die Geschlechtschirurgie, indem sie ihre Erscheinung auf andere Weise authentifizieren, und es bleibt eine terminologische Frage, ob man sie dann noch

‚transsexuell‘ oder schon ‚transgender‘ nennt. Jedenfalls ist aus dem ‚operativen Ernst‘ ein ‚Spiel‘ mit geschlechtlichen Performanzen geworden.

Mit der Wende zur *queer theory*, die den Geschlechterbinarismus konstruktivistisch dekonstruierte, konnte man spätestens seit den 1990er Jahren eine Vervielfältigung geschlechtlicher Phänotypen und eine multimedial inszenierte Pluralisierung der Lebensstile beobachten, die der Devise der Diversität<sup>98</sup> folgten. Dabei wurde das Pathos des aufklärerischen Slogans vom ‚Menschenrecht auf freie Geschlechtswahl‘<sup>99</sup> durch die utopische Parole von ‚Selbst-erfindung‘<sup>100</sup> statt ‚Selbst-findung‘ abgelöst.<sup>101</sup> Dass geschlechtliche Differenzen (im Plural) nunmehr kreativ<sup>102</sup> ästhetisiert werden sollen, verheißt allerdings lediglich künstlerische Freiheit. Denn zum einen bleibt das postmoderne ‚Spiel‘ mit Zitat, Parodie oder Pastiche usw. grundlegend auf die Prämisse der Geschlechterdifferenz angewiesen, um überhaupt wieder(v)erkannt zu werden, zum anderen scheint es in seiner subjektiven Kontingenz höchst symptomatisch zu sein.

Kate Bornstein, New Yorker *Gender Outlaw*,<sup>103</sup> führt die ‚fluid identities‘, „living along the borders“ (12), also die (ver-)fließenden ‚*Borderliner*‘, ad absurdum: „It’s hard to cross a boundary that is moving“ (52). In der Tat ist es hart, eine bewegliche Grenze zu überschreiten. Gibt Bornstein in ihrer *fake*-Autofiktion zu, dass sie selber - wie unsere gesamte Kultur - von *gender* besessen („obsessed“, 59) sei, verkündet sie im gleichen Zuge die nihilistische Anti-Utopie einer Abschaffung der Geschlechter, die der a-grammatikalische Titel ihrer Broadway-Komödie lakonisch paradoxiert: *The Opposite Sex is Neither*. Stattdessen ließe sich die „art of transitioning“, die ‚Kunst des Übergangs‘, wohl auch im Spannungsfeld von Ästhetik und Psychoanalyse überdenken, wie es etwa der Lacanianer Oren Gozlan vorschlägt.<sup>104</sup>

Denn: « Verrückt wird nicht, wer will ». <sup>105</sup> In seinem Eröffnungsvortrag auf dem Psychiatrie-Kongress in Bonneval (1946) zu Ehren seines Freundes Henri Ey kritisierte Jacques Lacan dessen « Organo-Dynamismus » (126), weil Ey dabei die Wahrheit des Wahnsinns entgehe, wenn er Geisteskrankheiten für eine Einschränkung der menschlichen Freiheit halte, denn damit greife er letztlich auf Descartes‘ ‚souveränes‘ Ego<sup>106</sup> zurück. Demgegenüber betont Lacan, dass der „Wahnsinn“ kein irrtümlicher Glaube oder mentales Defizit (139), sondern „ein Phänomen des Denkens“<sup>107</sup> sei, zumal er „ganz im Register des Sinns erlebt



wird“ (141). Die wirklich Verrückten wären die ‚freiesten Menschen‘ überhaupt.<sup>108</sup> „Weit davon entfernt, eine ‚Beleidigung‘ für die Freiheit zu sein,“ bleibe der Wahn „ihr treuester Gefährte“ und folge ihr „wie ein Schatten.“ (153) Dadurch dass sich das menschliche Dasein, wie Lacans Vortrag zum ‚Spiegelstadium‘ (1936, 1949) demonstrierte, in der Bildfunktion entfremdet, auf deren Illusion das ‚Ich‘ (*moi*) jedoch konstitutiv angewiesen ist, lässt sich das Verhältnis zwischen Anomalie und Normalität (128) nicht länger binärlogisch fassen. Denn wenn sich die „Geschichte des Subjekts [...] in einer [...] Reihe von *idealen Identifikationen*“ (155) entwickelt, auf denen die psychische Kausalität beruht, ist deren imaginäres Register schon immer durch die symbolische Ordnung (vor-)strukturiert.<sup>109</sup> So wie die „Sprache des Menschen, dieses Werkzeug seiner Lüge, [...] ganz und gar durchdrungen vom Problem seiner Wahrheit“ (141) ist, gilt das „Wort“ nicht als referentielles „Zeichen“, sondern als „Bedeutungs-Knoten“ (142).

Daher gibt es keine Wahl eines autonomen Individuums, sondern nur das Subjekt des Unbewussten. Kein ‚transgender‘ kann ‚transsexuell‘ werden (oder umgekehrt), weil oder wie es ihm beliebt. Worauf es ankommt, so Lacan in seiner Definition des Symptoms, sei einzig und allein die Art und Weise, *wie* jeder sein Unbewusstes genießt, *insofern* es ihn bestimmt („la façon dont chacun jouit de l’inconscient en tant que l’inconscient le détermine“).<sup>110</sup> Anders gesagt, darf ‚jeder nach seiner Façon selig werden‘, was bekanntlich schon der ‚alte Fritz‘ wusste...

<sup>1</sup> Beobachtung/Observation Nr. 129 von Richard von Krafft-Ebing/Albert Moll (dt./frz.). In: Marcel Czermak/Henry Frignet (Hg.), *Sur l’identité sexuelle. À propos du transsexualisme*. Paris: Éditions de l’Association freudienne internationale 1996, 243-311, hier: 286.

<sup>2</sup> Roland Chemama : « Einige Überlegungen zur Zwangneurose, ausgehend von den ‚vier Diskursen‘ ». In: *Der Wunderblock. Zeitschrift für Psychoanalyse*, 5/6 (1980), 35-55, hier: 48.

<sup>3</sup> Jacques Lacan: „Entretien avec Michel H. ; Introduction par M. Czermak ». In : Czermak/Frignet (Hg.), 311-355, hier: 313f., 332.

<sup>4</sup> Ebd., 347f.

<sup>5</sup> Inga Becker/Franziska Brunner/Wilhelm F. Preuss: „Inter- und Transgeschlechtlichkeit im Vergleich“. In: Katinka Schweizer/Fabian Vogler, *Die Schönheiten des Geschlechts. Intersex im Dialog*. Frankfurt a.M./New York: Campus 2018, 101-110, hier: 103.

<sup>6</sup> So sagte ein gewisser Dr. German (Köln) vor einigen Jahren im deutschen Fernsehen, Transsexualität sei die einzige psychische Erkrankung, die man chirurgisch heilen könne.

<sup>7</sup> Birgit Möller: „Es ist in Ordnung, wie du dich fühlst“. In: *Emma*, Nr. 1, Jan./Feb. 2016, 90f., hier: 90.

<sup>8</sup> Gina Thomas: „Gleich, gleicher, und was kommt dann?“ In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 06.01.2016, 9.

<sup>9</sup> Colette Soler: *Les affects lacaniens*. Paris : Presses Universitaires Françaises (PUF) 2011, 5f.

<sup>10</sup> Am 01.12.18 gab es auf arte im Abendprogramm eine Sendungsreihe über die ‚Sprache‘ der Tiere (bei Affen, Delphinen, Elefanten, Papageien usw.), deren Untersuchung zeige, dass es sich dabei um ein kommunikatives Werkzeug mit Semantik, Syntax und Sprechaktcharakter (des Zeigens, Ausdrückens, usw.) handele, das der menschlichen Sprache vom Prinzip her ähnele und eventuell deren Vorstufe sei.

<sup>11</sup> Etwa evolutionstheoretisch oder ethologisch.

<sup>12</sup> Marie-Luise Angerer: *Vom Begehren nach dem Affekt*. Zürich/Berlin: diaphanes 2007, 22, 37.

<sup>13</sup> In den USA soll es in den 1990er Jahren ca. 28.000 ‚umoperierte‘ Personen gegeben haben. Derzeit würden sich in Deutschland ungefähr ¼ Millionen BürgerInnen als ‚trans-geschlechtlich‘ erleben (Information in der Sendung *Nano* (3Sat) vom 14.12.2018).

<sup>14</sup> Vgl. zu deutsch-, englisch- und französischsprachige Publikationen im Zeitraum zwischen 1930 und 1990: Annette Runte: *Biographische Operationen. Diskurse der Transsexualität*. München: Wilhelm Fink Vlg. 1996; vgl. zu ‚Transgender Stories‘ seit den 1990er Jahren: Richard Ekins/David King: *The transgender phenomenon*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage 2006.

<sup>15</sup> Über 30 Mio. Einträge für das Stichwort ‚trans biography‘, so Friedemann Pfäfflin: „Autobiografien, Biografien und Filme über Geschlechtswechsel“. Nachwort zu Jean Lessenich, *Die transzendierte Frau. Eine Autobiografie*. Gießen: Psychosozial-Verlag 2012, 199-219, hier: 206f.

<sup>16</sup> Etienne Esquirol: *Maladies Mentales*. Paris: 1858, 523f.

<sup>17</sup> Vgl. zu Philippe Pinels Befreiung der Irren aus den Gefängnissen im Zuge der Französischen Revolution insbesondere Michel Foucault: *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft* [frz. Orig. 1961]. Aus dem Frz. von Ulrich Köppen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1973, 397, 448, 480f. Im Schutz des Asyls „formuliert der Wahnsinn seine Wahrheit“ (454) und erkämpft sich das „Recht[s] des freien Individuums“ (455). Er wird zum Widerspruch innerhalb der Vernunft und daher heilbar (547). D.h. im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert charakterisiert sich der Mensch nicht mehr durch seine Beziehung zur Wahrheit, sondern enthält selber eine verborgene Wahrheit (551).

<sup>18</sup> Max Marcuse: „Ein Fall von Geschlechtsumwandlungstrieb“. In: *Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie*, 6 (1916), 176-192, hier: 182 ff.

<sup>19</sup> Jean-Marc-Alby: „Les fractures du transsexualisme“. In: Czermak/Frignet (Hg.), op. cit., 25-35, hier: 27.

<sup>20</sup> Harry Benjamin: *The Transsexual Phenomenon*. New York: Julian Press 1966.

<sup>21</sup> Robert J. Stoller: *Sex and Gender I. On the Development of Masculinity and Femininity*. New York, Maresfield, London 1969; ders.: *Sex and Gender II. The Transsexual Experiment*. London: Hogarth Press 1975.

<sup>22</sup> Henry Frignet: *Le transsexualisme*. Paris: Desclée de Brouwer 2000, 30.

<sup>23</sup> Klaus Müller: *„Aber in meinem Herzen sprach eine Stimme so laut.“ Homosexuelle Autobiographien und medizinische Pathographien im 19. Jahrhundert*. Berlin: Rosa Winkel Vlg. 1991, 58ff. Vgl. Arthur Schopenhauers Philosophie des Weiblichen.

<sup>24</sup> Vgl. z.B. *Das 3. Geschlecht (Die Transvestiten)*. Reprint der 1930-1932 erschienenen Zeitschrift für Transvestiten. Hg. von Rainer Herrn. Hamburg: Männerschwarm Vlg. 2016. Dass diese ausdrucksstarke, aber begriffsschwache Metapher noch heute *en vogue* ist, beweisen die Debatten um die aktuelle Reform des Personenstandsrechts in Deutschland z.B. Peter Eisenberg: „Wie viele dritte Geschlechter gibt es?“ In: *FAZ* vom 21.08.2018, 11.

<sup>25</sup> Gert Hekma: „‘A Female Soul in a Male Body’: Sexual Inversion as Gender Inversion in Nineteenth-Century Sexology“. In: Gilbert Herdt (Hg.), *Third Sex, Third Gender. Beyond Sexual Dimorphism in Culture and History*. New York: Zone Books 1994, 213-241, hier: 223 ff.

<sup>26</sup> Zum Beispiel m.E. Richard von Krafft-Ebing (1877ff.), Magnus Hirschfeld (1899ff.), Havelock Ellis (1928) mit einer Theorie natürlicher Abweichungen, die deren Normalisierung diene.

<sup>27</sup> Zum Beispiel Valentin Magnan, Paul Moreau (*Psychopathia sexualis*, 1880), Dr. Lauptz, i.e. Gérard Saint-Paul (1886), Binet.

<sup>28</sup> Sie ist eigentlich ein „taxonomisches Prinzip“ (Gesa Lindemann: *Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1994, 95). Otto Weininger (*Geschlecht und Charakter*, 1903) wird eine ‚Zwischenstufentheorie‘ der Geschlechter entwerfen, die statistische Varianten (von idealtypischer Männlichkeit bzw. Weiblichkeit) als ‚normal‘ postuliert, wobei allerdings das weibliche Geschlecht als nicht individualisierungsfähiges philosophisch entwertet wird. Auch Magnus Hirschfeld entwickelte etliche Zwischenstufen-Schemata und gab von 1899-1923 das *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* heraus.

<sup>29</sup> Magnus Hirschfeld: *Sexualpathologie*. Teil II. Bonn 1918, 281-289.

<sup>30</sup> Ebd., 290.

<sup>31</sup> Wolfgang Schäffner: „Transformationen. Schreber und die Geschlechterpolitik um 1900.“ In: Elfi Bettinger/Julika Funk (Hg.), *Maskeraden. Geschlechterdifferenz in der literarischen Inszenierung*. Berlin: Erich Schmidt Vlg. 1995, 273-292, hier: 278.

<sup>32</sup> Eugen Steinach: „Feminierung von Männchen und Maskulierung von Weibchen“. In: *Zentralblatt für Physiologie*, 27 (1913).

<sup>33</sup> Ebd., 283 ff.

- <sup>34</sup> Vgl. Rainer Herrn: *Schnittmuster des Geschlechts. Transvestitismus und Transsexualität in der frühen Sexualwissenschaft*. Gießen: Psychosozial-Vlg. 2005.
- <sup>35</sup> Etwa Felix Abraham an Hirschfelds 1919 in Berlin gegründeten Institut für Sexualwissenschaften, vgl. Manfred Herzer: *Magnus Hirschfeld. Leben und Werk eines jüdischen, schwulen und sozialistischen Sexologen*. Frankfurt a.M./New York 1992, 81 ff.
- <sup>36</sup> Sigmund Freud (1905): „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“. In: Fischer-Studienausgabe, Bd. V. Frankfurt a.M. 1972, 37-147, hier: 54f.
- <sup>37</sup> Sigmund Freud (1920): „Über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität“. In: Fischer-Studienausgabe, Bd. VII. Frankfurt a.M. 1973, 255-228, hier: 279.
- <sup>38</sup> Pierre-Henri Castel: *La métamorphose impensable. Essai sur le transsexualisme et l'identité personnelle*. Paris : Gallimard 2003, 53 ff.
- <sup>39</sup> Pfäfflin (2012), 201.
- <sup>40</sup> Vgl. Joanne Meyerowitz (2002): *How Sex Changed. A History of Transsexualism in the United States*. Cambridge (Mass.), London: Harvard University Press <sup>2</sup>2004. Sie spricht von einem veritablen „transatlantic shift“ „via the popular culture“ (49).
- <sup>41</sup> Ebd., 5 ff., 37 ff.
- <sup>42</sup> Privat gesponsert wurden seine wissenschaftlichen Projekte besonders durch die Reed Erickson Foundation, eine Stiftung, die auf die Initiative eines wohlhabenden Frau-zu-Mann-Transsexuellen zurückgeht.
- <sup>43</sup> Die bekannteste *Gender Identity Clinic* befand sich an der Johns Hopkins Universität (Baltimore), an der es von 1966-1968 über 2000 OP-Anfragen seitens Betroffener gab, von denen allerdings nur 24 positiv beschieden wurden. 1979 wurden die ‚Geschlechtskorrekturen‘ ganz eingestellt.
- <sup>44</sup> Pfäfflin (2012), 203.
- <sup>45</sup> Mit dem Harry Benjamin auch einen normativen Idealtypus geschaffen haben soll, dessen soziale Anpasstheit letztlich zum Maßstab positiver Begutachtung, d.h. der ‚Operationswürdigkeit‘, wurde, so Bernice L. Hausman (1995): *Changing Sex. Transsexualism, Technology, and the Idea of Gender*. Durham, London: Duke University Press <sup>2</sup>1999, 118.
- <sup>46</sup> Ebd.
- <sup>47</sup> Hausman (1999) moniert vor allem die Komplizität zwischen Arzt- und Patientienreden als „the transsexuals‘ dialectical involvement in that diagnostic protocol“ (118).
- <sup>48</sup> Alfred Kinsey postulierte schon 1940: „The living world is a continuum“ (zit. In: Meyerowitz 2002, 29).
- <sup>49</sup> Bereits 1940 war der Begriff „psychological sex“ in Umlauf, wurde aber erst ab 1964 zum wissenschaftlichen Konzept (Meyerowitz, 118).
- <sup>50</sup> Ihr damaliger Hauptvertreter John Money insistierte auf der ‚gender role‘ als ‚sozialem Geschlecht‘ (Hausman 1999, 102).
- <sup>51</sup> Vgl. J. Delay/P. Deniker/R. Volmat/J.-M. Alby: „Une demande de changement de sexe: le trans-sexualisme“. In : *Encéphale*, 45 (1956), 41-80, hier: 50 ff.
- <sup>52</sup> Im Seminar über die ‚Identifikation(en)‘ von 1960/61 unterscheidet Lacan Freuds Identifizierungs-Typen folgendermaßen: 1.) die ‚primäre Identifikation‘ (*Massenpsychologie und Ichanalyse*, 1921) als primordiale Identifizierung mit dem Vater vor jeder Rivalität, die als ‚trait unaire‘ das „idéal du moi“ vorzeichne, 2.) die ‚narzisstische Identifikation‘ (*Vorlesungen* III.26, 1917) als regressiv mit dem immer schon verlorenen ‚Objekt a‘ und 3.) die ‚hysterische Identifikation‘ (*Trauer und Melancholie*, 1915) mit dem symptomatischen Charakter einer Person, aufgrund derer das Subjekt im Anderen sein eigenes Dasein erkenne (Lacan, Seminar IV, 269ff.). Die letzten beiden Typen stehen im Rahmen der 1. Topik, der erste Typus im Rahmen der 2. Topik Freuds.
- <sup>53</sup> Castel (2003), 368, cf. 363 ff.
- <sup>54</sup> Vgl. die Graugans-Versuche (1930er Jahre) von Konrad Lorenz, der diesen Begriff prägte.
- <sup>55</sup> Jacques Lacan, *Le Séminaire. Livre XVIII. D'un discours qui ne serait pas du semblant* (1971). Texte établi par Jacques-Alain Miller. Paris : Seuil 2006, 31.
- <sup>56</sup> Castel (2003), 11. Vgl. Patricia Mercader: *L'illusion transsexuelle*. Paris 1994.
- <sup>57</sup> Vgl. Geneviève Morel (2000): *Ambiguités sexuelles. Sexuation et psychose*. Paris: Anthropos <sup>2</sup>2004, 37. Sie verweist interessanterweise auf auf Joan Rivières Konzeption der ‚Weiblichkeit als Maskerade‘ (1929), anhand derer Lacan das ‚Phallus-Sein‘ aufgriff, während Freud nur das ‚Phallus-Haben‘ bedacht hätte.
- <sup>58</sup> Jacques Lacan (1958, 1966): „Die Bedeutung des Phallus“. In: *Schriften II*. Olten, Freiburg i.Br.: Walter Vlg. 1975.
- <sup>59</sup> Morel (<sup>2</sup>2004), 50f.
- <sup>60</sup> Zit. in Frignet (2000, 135) und in Morel (2004, 199), jeweils ohne genauere Quellenangabe.

- <sup>61</sup> Dennoch weist Lacan am Ende seines Schreber-Artikels auf eine „transsexuelle Praxis hin, die durchaus würdig ist, an die Seite der Perversionen gestellt zu werden“. Vgl. Jacques Lacan (1955/56): „Über eine Frage, die jeder möglichen Behandlung der Psychose vorausgeht“. In: *Schriften II* (1975), 61-119, hier: 101.
- <sup>62</sup> Lacan (1955/56) analysiert den symptomatischen Stil des Schreber'schen ‚Aufschreibesystems‘ (Friedrich Kittler) mithilfe der strukturalen Linguistik Roman Jakobsons, insbesondere im Hinblick auf die pronominale „Shifterfunktion“ und die Kode/Mitteilungs-Differenz (67 ff.).
- <sup>63</sup> Daniel Paul Schreber (1903): *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken*. Hg. u. eingeleitet von Samuel M. Weber. Frankfurt a.M., Berlin, Wien: Ullstein Vlg. 1973, 108f., 170.
- <sup>64</sup> Vgl. Annette Runte: „Das Geschlecht der Engel. Transsexualismus in der Lacan-Schule (M. Safouan, A. Faure-Oppenheimer, C. Millot)“. In: *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, 39. Jg., 9 (1985), 830-862.
- <sup>65</sup> Nach Morel (<sup>2</sup>2004, 196) besteht die Freiheit des psychotischen Subjekts darin, die Kastration abzulehnen und sein Genießen auf andere Weise zu ‚versteppen‘ („capitonner“).
- <sup>66</sup> Lacan misst dabei dem Verhältnis des Vaters zum symbolischen Gesetz eine Schlüsselrolle zu. Der „Eine-Vater“, d.h. ein zu starker oder zu schwacher, kommt an den leeren Platz, den der symbolische Vater nie besetzte (1955/56, 111). Schrebers Vater war ein Hochstapler, und Freud sieht in der Übertragung dieser Figur auf den Arzt Flechsig den „Faktor, der Subjekt in die Psychose gestürzt hat“ (115).
- <sup>67</sup> Lacan (1955/56), 91.
- <sup>68</sup> Dabei handelt es sich um einen Strukturbegriff, der keine pathologisierende Intention impliziert.
- <sup>69</sup> Dazu passt meines Erachtens auch das unsagbare transsexuelle Identitätsgefühl, insofern Lacan den Affekt als „Überschneidung des Symbolischen und des Realen [...] ohne imaginäres Zwischenglied“ (III, 203) definiert.
- <sup>70</sup> Gemäß Freud („Der Fetischismus“, 1927) versteckt er sein Organ unter dem Rock, um es zu schützen, und tut zugleich durch die vestimentäre Simulation des Weiblichen kund, dass alle Frauen einen Penis besitzen würden.
- <sup>71</sup> Moustapha Safouan (1971): «Contributions à la psychanalyse du transsexualisme». In: ders., *Études sur l’Oedipe*. Paris: Seuil 1974.
- <sup>72</sup> Vgl. bes. Agnès Faure-Oppenheimer: *Le choix du sexe*. Paris: PUF 1980.
- <sup>73</sup> Safouan (1971).
- <sup>74</sup> Ein Titel, der auf eine Wendung Lacans in *Encore* (1972) verweist.
- <sup>75</sup> Catherine Millot: *Horsexe. Essai sur le transsexualisme*. Paris: Point hors ligne 1983, 114ff.
- <sup>76</sup> Vgl. dazu Jacques Lacan (1960): «Leitsätze für einen Kongress über weibliche Sexualität». Übersetzt von Monika Metzger. In: *Schriften III*. Olten, Freiburg i.Br.: Walter Vlg. 1980, 221-237, hier: 233f.
- <sup>77</sup> Im Kontext der 68er-Debatten sowie der ‚sexuellen Liberalisierung‘ war bereits in den 1970er Jahren von ‚Unisex-Mode‘ und der ‚Nivellierung der Geschlechterdifferenz‘ (Anita Albus, Peter Gorsen usw.) die Rede. Elisabeth Badinter bemerkte in den 1980er Jahren eine Tendenz zu egalitaristischer Androgynisierung (*L’un est l’autre*). Kultur- und Literaturhistoriker wie Jacques Le Rider setzten eine ‚Feminisierung‘ der abendländischen Kultur historisch bereits mit der Krise der Moderne um 1900 an.
- <sup>78</sup> Dies diagnostiziert und moniert vor allem Volkmar Sigusch (2018): „Von der alten Geschlechtsmetaphysik zu den heutigen Neogeschlechtern“. In: Schweizer/Vogler (Hg.), 191-206.
- <sup>79</sup> Frignet (2000), 28ff.; Castel (2003) widerspricht einer Epidemie *ex nihilo* (53 ff.).
- <sup>80</sup> Castel (2003), 36.
- <sup>81</sup> Ebd., 47.
- <sup>82</sup> Vgl. zum philosophischen Identitätsbegriff und seinen Nachbarbegriffen z.B. Dieter Henrich: „Identität – Begriffe, Probleme, Grenzen“. In: Odo Marquard/Karlheinz Stierle (Hg.), *Identität. Poetik und Hermeneutik*. Bd. VIII. München: W. Fink Vlg. 1979, 133-187.
- <sup>83</sup> Castel (2003), 218; z.B. Ludwig Wittgenstein, R. Docter, Derek Parfit (1984), usw.
- <sup>84</sup> Ebd., 218 ff.; vgl. Julia Kristevas Konzept des ‚Semiotischen‘ und Luce Irigarays Denkfigur einer phänomenologisch formulierbaren ‚Selbstaffektion des Weiblichen‘ („Lippen“-Metaphorik).
- <sup>85</sup> Kristeva sagte einmal: Auf natürliche Eizellen seien die neuen Reproduktionstechnologien bis heute noch angewiesen...
- <sup>86</sup> Morel (<sup>2</sup>2004), 199.
- <sup>87</sup> Ebd., 72.
- <sup>88</sup> Ebd., 237.
- <sup>89</sup> Ebd., 287 : „l’articulation de la pulsion à la castration [...] fait [...] défaut. S’y substitue souvent une autre dialectique, celle de l’interprétation féminine de la jouissance et de la tendance féminisante de la pulsion. »
- <sup>90</sup> Ebd., 258 ff.
- <sup>91</sup> Alby (1996), 15ff.
- <sup>92</sup> Runte (1996), 523ff.

<sup>93</sup> Simone-Yvonne von Budzyn: *Vom Supermann zur super Frau. Wechselbäder einer Geschlechtsidentifikation. Autobiographie*. Paderborn: Snayder 1996, 15; in den folgenden Zitaten Angabe der Seitenzahlen in Klammern.

<sup>94</sup> Marion Holl: *Seele im Spagat. Eine Reise zwischen den Geschlechtern*. Stuttgart: Gatzanis 1997, 18f.; in den folgenden Zitaten Angabe der Seitenzahlen in Klammern.

<sup>95</sup> Bei diesem Mini-Pastiche wird im Verb ‚kreiseln‘ vielleicht auch die ‚Schwarze Romantik‘ von E.T.A. Hoffmanns berühmter *Sandmann*-Novelle aufgerufen, die Freud als Paradebeispiel für das literarisch artikulierte ‚Unheimliche‘ nahm, - hier aber höchst fragmentarisch und wahrscheinlich unbeabsichtigt, etwa wie ein bildungsbürgerliches Echo, - zudem sozusagen vom Ende her, nämlich dem suizidären Sturz Nathanaels vom Kirchturm als Effekt einer Psychotisierung durch die optischen Täuschungen eines Bösewichts (Coppola).

<sup>96</sup> Zit. in: Katinka Schweizer/Fabian Vogler/Viktoria Märker (2018): „Körperliche Phantasie und Erkundungen“. In: Schweizer/Vogler (Hg.), 372.

<sup>97</sup> Ebd., 377.

<sup>98</sup> Das BVG forderte im Jahr 2017 eine dritte Kategorie für Personenstandsdokumente einzuführen. Am 14.12.2018 ist es so weit. Die Wochenzeitschrift *Die Zeit* (14.12.2018) titelt: ‚Bundestag beschließt drittes Geschlecht im Geburtenregister.‘ In der Presse-Notiz heißt es: „Intersexuelle Menschen können sich nun als ‚divers‘ registrieren lassen. Queer-Aktivist:innen kritisieren, dass sie dafür in der Regel ein ärztliches Attest benötigen. [...] Die bisherige Pflicht, einen Menschen dem männlichen oder weiblichen Geschlecht zuzuordnen, wurde darin als Verstoß gegen das Persönlichkeitsrecht und das Diskriminierungsverbot gewertet. [...] Der Lesben- und Schwulenverband LSVD kritisierte, Intersexualität werde weitgehend auf körperliche Abweichungen eingeeengt. Das Geschlecht [...] werde von sozialen und psychischen Faktoren mitbestimmt. Der CDU-Abgeordnete Marc Henrichmann verwies hingegen auf das staatliche Interesse an einem Personenstandsregister mit Beweiskraft.“ (<https://www.zeit.de/politik/deutschland/2018-12/personenstandsrecht>, zuletzt abgerufen am 15.12.2018)

<sup>99</sup> Vgl. schon bei Mario Martino (with Harriet): *Emergence. A Transsexual Autobiography*. New York 1977.

<sup>100</sup> Die Luce Irigaray (*Speculum de l'autre femme*, Paris 1975) für das ‚Geschlecht der Frauen‘ eingefordert hatte.

<sup>101</sup> Vgl. z.B. Monika Treuts Film *Gendernauts. A Journey through Shifting Identities* (1999).

<sup>102</sup> Zum romantischen Code-Wechsel vom Schönheits- zum Innovations-Kriterium vgl. Niklas Luhmann (*Die Kunst der Gesellschaft*).

<sup>103</sup> Kate Bornstein: *Gender Outlaw. On Men, Women, and the Rest of Us*. New York: Vintage Books 1995; in den folgenden Zitaten Angaben der Seitenzahlen in Klammern.

<sup>104</sup> Vgl. Oren Gozlan (*Transsexuality and The Art of Transitioning*, Routledge 2014), der dies im Anschluss an Daniel Meltzers Begriff des ‚ästhetischen Konflikts‘ tut, der als graduelle Kapazität des Subjekts zu verstehen sei, Andersheit zu wahrzunehmen und den inneren Konflikt der Begegnungen mit ihr auszuhalten. Ausgehend von der Furcht vor der Schönheit des mütterlichen Körpers schaffe das Kind einen Übergangsraum, in dem sich das fürsorgliche ‚Elternobjekt‘ konstituiere. Solche Übergangsräume schaffe nun aber auch die Kunst, indem sie den Betrachter in einer ‚ästhetische Krise‘ stürze und gleichzeitig die dadurch re-evozierte Übergangserfahrung verkörpere. Man könne Transsexualität, als rätselhaften Signifikanten, „an unconscious representation of a structural deadlock“ (unveröff. Ms., 1), deswegen nicht allein auf historische oder kontingente Bedingungen reduzieren. Damit wendet sich Gozlan gegen das Psychose-Modell (Millot) und dessen normative Ethik. Er hält stattdessen die Singularität des Imaginären hoch. Den wichtigen Verweis auf Gozlan verdanke ich Michaela Wünsch.

<sup>105</sup> Jacques Lacan (1946): „Propos sur la causalité psychique“. Bonneval, dt.: « Vortrag über die psychische Kausalität ». In: *Schriften III*. Olten/Freiburg i.Br.: Walter Vlg. 1980, übers. v. Hans-Joachim Metzger, 123-173, hier: 153.

<sup>106</sup> Daher lasse ich Jacques Derridas Kritik an Michel Foucaults Descartes-Lektüre und dessen Antwort darauf ebenso aus wie Lacans Verdikt gegenüber Henri Eys falschem Verständnis des cartesianischen Substanzdualismus (ebd., 131).

<sup>107</sup> Dieses Selbstzitat Lacans (ebd., 137) entstammt seiner Dissertation zum ‚Fall Aimée‘ (1932).

<sup>108</sup> „Les hommes libres, les vrais, ce sont précisément les fous“ (Lacan 1967, zit. in Frignet 2000, 23).

<sup>109</sup> Dass Lacan seine Topologie erst später entwickeln wird, spielt für die schon in diese Richtung deutende Argumentation des Bonneval-Vortrags (1946) nur eine nebensächliche Rolle. Denn sie antizipiert hier bereits, unter Anspielung auf Heidegger, das Menschenbild eines *animal symbolicum* (Ernst Cassirer).

<sup>110</sup> Jacques Lacan: *Le Séminaire. Livre XXII. R.S.I.* (1974/1975). Inédit (unveröffentlicht). Sitzung vom 10.12.1974; vgl. *Bibliographie Propédeutique Section Clinique 2008*. Institut du Champ Freudien. Clinique d’Aix-Marseille, in : [section-clinique.org/article/306/bibliographie\\_propédeutique\\_section\\_clinique\\_2008](http://section-clinique.org/article/306/bibliographie_propédeutique_section_clinique_2008) (zuletzt aufgerufen am 19.12.2018), Einträge zum Stichwort ‚symptôme‘.